

Zeitschrift: Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung
Herausgeber: Verlagsgenossenschaft Schweizer Soldat
Band: 15 (1939-1940)
Heft: 32

Artikel: Im Dienste der Heimat
Autor: Mattes, Eugen
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-712163>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Eine neue Phase der Kriegführung

Die ersten acht Monate des gegenwärtigen Krieges haben weniger zur Erkenntnis der modernen Kriegführung beigetragen als zwei Wochen Kriegserfahrung in Holland, Belgien und Frankreich. In der ersten, im Westen militärisch ereignislosen Phase, handelte es sich um bloße Patrouillenkämpfe und lokale Handstreichunternehmungen im Vorfeld der Siegfried- und Maginotlinie, wobei die beiden kriegführenden Mächte bestrebt waren, das Geheimnis ihres Kriegspotentials möglichst lange zu hüten. Eine rasche Kriegsentscheidung wurde offenbar in dieser ersten Phase von keiner Seite gesucht und an Stelle des etwa erwarteten Blitzkrieges schien der Nerven-, Propaganda- und Wirtschaftskrieg an die erste Stelle zu treten.

Eine plötzliche Wende brachte die Schaffung neuer Kriegsschauplätze in Dänemark und Norwegen. Hier erprobte die deutsche Kriegführung an einem, allerdings nicht ebenbürtigen Gegner, ein neues Kampfverfahren, das durch das Zusammenwirken von Spionage, Sabotage, sowie motorisierter und mechanisierter Verbände mit der Luftwaffe gekennzeichnet war.

Sicher ist, daß die Alliierten mit ihrem höheren Wirtschaftspotential und der Ueberlegenheit zur See in der Blockade ihre beste Waffe erblickten und sich daher von einer langen Kriegsdauer am ehesten einen Erfolg versprachen. Ganz im Gegenteil war die deutsche Kriegführung darauf bedacht, eine rasche militärische Entscheidung herbeizuführen. Deutschland hat sich daher systematisch auf diese Blitzkriegsmethode vorbereitet. Wer den Neuaufbau des deutschen Heeres und die in der deutschen Militärwissenschaft vertretenen Theorien verfolgte, mußte über die in den ersten acht Monaten scheinbar bewahrte Untätigkeit der deutschen Kriegsmaschine erstaunt sein. Rückblickend mag dieses Verhalten mit der minutiösen Vorbereitung, der eingehenden Lufterkundung, der Instruktion der «fünftens Kolonne», sowie mit dem Einexerzieren des Einbruches in Holland und Belgien erklärt werden. Möglicherweise sollte auch der Gegner durch die monatelange Untätig-

keit an der Westfront eingeschläfert und durch die «Episode» in Dänemark und Norwegen vom wahren Schauplatz der Hauptentscheidung abgelenkt werden.

Der bisherige Verlauf der Angriffsaktionen und die Art und Weise der von den Franzosen und Engländern den Holländern und Belgiern gewährten Waffenhilfe tragen Zeichen des Ueberraschungsmomentes in sich, und lassen bei der alliierten Kriegführung Mangel an Voraussicht erkennen. Die Erfolge der deutschen Angriffsarmeen im Westen, die in wenigen Wochen das Gesicht des Krieges von Grund auf geändert haben, sind in erster Linie auf den Ueberraschungsschock und die von alliierter Seite offensichtlich unterschätzte Stoßkraft der deutschen Panzerdivisionen zurückzuführen.

Damit ist der Krieg in eine Phase eingetreten, in der die deutsche Armeeführung mit schlagartigem Einsatz aller Offensivkräfte eine rasche Kriegsentscheidung zu erzwingen versucht. Die bisherigen Angriffsoperationen enthüllen, nachdem einmal die Durchbrechung der verlängerten Maginotlinie in einer Breite von über hundert Kilometern gelungen war, ein Kampfverfahren, bei welchem die uralte Keilformation zu neuen Ehren kommt. Gepanzerte Verbände werden als tiefe und zunächst nur schmale Keile weit in die feindliche Front vorgetrieben, wobei gleichzeitig ganze Wellen von Sturzbombern die moralische Widerstandskraft des Gegners zermürben. Zwei solcher Keile haben vorerst mit ihrer Spitze das Meer erreicht, wobei die Sicherung dieser Keilspitzen durch die nachfolgende motorisierte Infanterie und Artillerie anfänglich nicht beurteilt werden konnte. Konnte es der deutschen Heeresleitung gelingen, diese Keilspitzen an der Meeresküste solide zu verankern, so bedeutete das die Abtrennung der englisch-belgisch-französischen Nordarmee, die dann auf drei Seiten von deutschen Truppen und von der vierten Seite vom Meer eingeschlossen war.

Das Vortreiben schmaler Panzerkeile muß trotz allen bisherigen Erfolgen als gewagtes Unternehmen bezeichnet werden, da die Flanken dieser Keile sehr verwundbar

IM DIENSTE DER HEIMAT

Erzählung aus der gegenwärtigen Grenzbesetzung von Fw. Eugen Mattes

(5. Fortsetzung)

Am frühen Nachmittag stand das Bataillon marschbereit auf der Straße, die ins Städtchen führte. Die Sonne hatte das nasse Gewölk vertrieben, das am Morgen so traurig und trübe über Baum und Giebel gehangen. Heiß brannte sie auf die Soldaten nieder, die im ungewohnten Waffenrock, mit schwerbepacktem Tornister in der Kolonne standen und auf das Zeichen zum Abmarsch warteten. Ungeziefer plagte die Pferde, die unruhig in den Landen der Geschützkarren standen. Ruedi drang der ungewohnte scharfe Pferdegeruch in die Nase. Die Tornisterriemen zerrten an seinen Schultern. Er würde sich wieder an manches gewöhnen müssen. Vor der Wirtschaft scharrten ungeduldig die Pferde der Stabsoffiziere, die nun Abschied nehmend aus dem dunklen Hausgang in die grelle Sonne hinaus traten. Dem blonden Bauernmädchen, das die Herren hinaus begleitete, standen die Tränen in den Augen, als es dem Major die Hand zum Abschied reichte. Noch vor wenig Jahren war es bei ihm, der sonst Lehrer war drunten im Städtchen, in die Schule gegangen. Die Herren schwangen sich in die Sättel. Ein letztes Winken, ein scharfer Pfiff und mit klingendem Spiel und wehender Fahne setzte sich die mächtige Kolonne in Bewegung. Wohin ging es? Niemand wußte Antwort auf diese Frage. Drunten im Städtchen standen

die Leute Spalier. Aber es waren nur ältere Männer, halbwüchsige Buben, Frauen und Mädchen, die jungen Männer waren schon fort und manch einer von ihnen zog nun mit hinaus. Manche Frau sah ihren Mann, manche Mutter ihren Sohn unter den Soldaten und manches Kind hatte jauchzend das Gesicht des Vaters, trotz Uniform und Stahlhelm, erkannt. Da und dort steckte eine Hand einem Soldaten etwas zu. Eine Schokolade, ein paar Stumpfen oder irgendein Andenken.

Ruedi schritt still und in sich gekehrt hinter seinem Karren her. Die Teilnahme der Bevölkerung am Geschehen der Soldaten tat ihm wohl, und es freute ihn, einer von ihnen zu sein. Noch vor wenig Tagen war er ein einfacher Magazinchef. Einer von vielen Tausenden, die irgendwo im Lande auf ihrem Posten standen. Nun war er Soldat und in dieser Eigenschaft in den Mittelpunkt des Geschehens gerückt. Auch ihm galt diese Teilnahme und Verehrung. Sein Schritt wurde fester, bestimmter. Er war stolz, Soldat zu sein. Schade, daß ihn Lyse und die Kleinen nicht sahen. Wahrscheinlich saß sie jetzt daheim im Garten und sah den spielenden Kleinen zu. Vielleicht schaute sie hinaus, den schimmernden Wolken nach und dachte an ihn. Sonst war er immer bei ihr gesessen an den Sonntagnachmittagen, in ein Buch vertieft oder mit ihr plaudernd. Erst jetzt, angesichts der glühenden Asphaltstraße, kam es ihm so recht zum Bewußtsein, wie schön doch diese Nachmittage gewesen.

Das Bataillon hatte das Städtchen verlassen. Schnurgerade zog sich die Straße durch das Land, an frischgeschnittenen Kornfeldern, grünen Wiesen und reichbehangenen Obstbäumen

sind, so daß der Erfolg vom sofortigen Nachziehen ausreichender Infanteriemassen abhängt. Bei den bisherigen Panzerschlachten, die sich in der flandrischen Ebene abgespielt haben, ist bis jetzt überraschenderweise der Einsatz der panzerbrechenden Waffen noch wenig zur Geltung gekommen. Ueberraschend ist dies deshalb, weil die Kämpfe in Spanien und Finnland eine Ueberlegenheit der panzerbrechenden Waffen erwiesen hatten, was fast überall zu einer starken Vermehrung der Panzerabwehrgeschütze führte. Für unsere Landesverteidigung ist für den Kampf zwischen Panzer und Panzerabwehr zu beachten, daß unser Gelände *jeden Panzerangriff kanalisiert, so daß unsere tiefgestaffelten, an natürlichen Hindernissen verankerten Tanksperrren in Verbindung mit der Abwehr durch unsere ausgezeichnete Infanteriekanone besonders erfolgversprechend sind.*

Ob es sich beim Zusammenwirken von Panzerverbänden und Sturzbombern um ein kriegsentscheidendes Kampfverfahren handelt, oder ob nicht das Gegenmittel der panzerbrechenden Waffen, wenn es in genügender Zahl zur Verfügung steht, zu einer Erstarrung der Fronten führt, läßt sich noch nicht beurteilen. W.

Verlagsgenossenschaft „Schweizer Soldat“

Feldweibel Ernst Mantel †

In den frühen Morgenstunden des 2. Juni schied ein Menschenleben von uns, das für die Zeitschrift «Der Schweizer Soldat» viel bedeutete: Feldweibel Ernst Mantel, Kassier der Verlagsgenossenschaft «Schweizer Soldat», schloß nach einem reichen Leben voll Arbeit und Pflichterfüllung die Augen für immer. Als im Jahre 1927, bei Gründung unseres Verlagsunternehmens, in komplizierte finanzielle Verhältnisse rasch und sicher Ordnung gebracht werden mußte, da sprang Ernst Mantel, der Bücherexperte von ausgezeichnetem Ruf, der Unteroffizier von bester vaterländischer Gesinnung, ein. Vorbildliche Treue, ein Wesenszug seines goldlauteren Charakters, verpflichtete ihn, der viele Jahre lang ein schweres, äußerst schmerzhaftes Leiden mit wahren Heroismus trug, auf dem ihm liebgeordneten Posten auszuhalten und damit unserer Sache unschätzbare Dienste zu leisten, die uns zum Danke über das Grab hinaus verpflichten. Ein imposantes Werk wird mit dem Namen Ernst Mantel auf immer verbunden sein: seinem initiativen Geist verdankt die ehrene Opferflamme auf der Forch, das zürcherische Wehrmännerdenkmal, ihre Entstehung.

Verlagsgenossenschaft «Schweizer Soldat».

vorbei. Heiß brannte die Sonne auf den Helm und der kleine Müller, der im Gliede hinter Ruedi marschierte, wischte ständig den Schweiß von seiner Stirn und fluchte leise vor sich hin. Ruedi kam das Lachen an. Dieser verweichlichte und verwöhnte Genußmensch würde noch manchmal fluchen müssen, bis er sich an die Härten des Dienstes gewöhnt hatte. Neben Ruedi marschierte einer, groß und schweigsam. Er hatte ihn noch nie gesehen, der aus seinen schwarzen Augen so finster in die Welt sah. Schon einige Male hatte er versucht, ein Gespräch anzuknüpfen, aber er bekam nur leere, einsilbige Antworten. Wortlos zog der Kerl an seiner stinkenden Toscani. Kein Schweißtropfen trat auf seine Stirn und er schien den Tornister überhaupt nicht zu spüren. Die Haare hatte er wie ein Rekrut kurz vom Schädel weg geschoren. Ruedi konnte mit dem besten Willen keine Sympathie zu seinem Nebenmann empfinden, der den Mund nur aufbrachte, um zwischen seinen starken, gelben Zähnen hervor in den nächsten Graben zu spucken. Er hatte es aufgegeben, eine Unterhaltung in Fluß zu bringen und trottete wortlos hinter dem ratternden Karren her. Die Hitze schien immer stärker zu werden und das ungewohnte Marschieren wurde zur Qual. In den Dörfern, die das Bataillon durchzog, standen die Leute mit vollen Wassereimern an der Straße, andere brachten Körbe voll mündiger Aepfel

„Soldatenweihnacht 1939“

Dem soeben herausgegebenen, recht interessanten Schlußbericht über die «Soldatenweihnacht 1939» entnehmen wir einige Angaben: Durch den am 24. Oktober 1939 in der Presse erschienenen Armeebefehl wurde die Idee der Soldatenweihnacht dem Volke nahe gebracht und von ihm mit Begeisterung aufgenommen. Ein Aufruf von Frau General Guisan fand tiefen und nachhaltigen Widerhall: es gingen Barspenden im Betrage von 1'509,000 Franken ein.

Der Gedanke, jedem Paket an die Soldaten einen Kinderbrief beizulegen, wurde überall mit tiefer Freude aufgenommen und von den Schulbehörden verständnisvoll unterstützt. Es gingen rund 300,000 Kinderbriefe ein, die größtenteils von wirklich rührender Gefühlstiefe zeugten. Sehr oft waren die Briefe begleitet von Zeichnungen, die hin und wieder eindrucksvolles Können recht deutlich bewiesen. Allzu temperamentvolle Äußerungen der Schweizer Jugend ergaben die Notwendigkeit der Einführung einer strengen Zensur, die gewissenhaft durchgeführt wurde.

Jedes Soldatenpäcklein enthielt: Kinderbrief oder Zeichnung, Aufruf, ein Buch «Humor im Tornister», 200 g Schokolade, ein Päckchen Stuppen, ein Päckchen Zigaretten, einen Bleistift mit Schoner und ein Taschentuch, alles zusammen im Werte von Fr. 5.50 bis Fr. 6.—. Im ganzen wurden 284,114 Pakete an die Wehrmänner verteilt.

Rund $\frac{3}{4}$ der Kinderbotschaften wurden von den Soldaten beantwortet. In vielen tausend Fällen hat sich ein reger, anhaltender Korrespondenzwechsel mit Austausch von Liebesgaben zwischen Kindern und «ihren» Soldaten entwickelt.

Die Durchführung der Soldatenweihnacht erforderte eine großzügig angelegte, umfangreiche Organisation. Die Arbeit wurde nicht unwesentlich erschwert durch zahlreiche ungenaue oder verspätete Bestellungen seitens der Truppe. Für die Wehrmänner bedeutete die «Soldatenweihnacht 1939» ein freudiges, unvergeßliches Ereignis. Sie hat auch im Volke nachhaltig gewirkt und mitgeholfen, das Weihnachtsfest noch tiefer in der Volksseele zu verankern. Unsere Wehrmänner aber danken dem Organisator der Soldatenweihnacht, Herrn Oberst W. Stammbach, und allen denen, die an der Verwirklichung der lieben Idee mitgeholfen haben, herzlich. Die Organisation und die Durchführung brachten außer einer Menge von Arbeit sicher auch manche Enttäuschung und ein gutes Stück Verdruß, die vergessen sein mögen im Bewußtsein, unsern wackeren Landesverteidigern aufrichtige Freude bereitet zu haben. M.

Soldatenmarken

Auf Grund des Befehls Nr. 125 des Generaladjutanten vom 26. 4. 40 machen wir Interessenten auf folgende neu erschienenen Soldatenmarken aufmerksam:

Rdf.Bat. 5 (offizielle Signatur des Bat. auf gelbem Grund),
Motfz.Rep.Abt. 1 (Zahnrad mit Motorfahrerabzeichen),
Lst.Tg.Det. 36 (Pioniere bei Kabelverlegungsarbeiten),
F.Art.Abt. 22 (heranfliegende platzende Granate),
Vpf.Abt. 6 (Signatur des Bat. in weiß-grün und mit Stahlhelm),
Mot.Mitr.Kp. 8. Redaktion.

und ein Mütterlein streckte Ruedi mit zitternden Händen eine Tüte voll Pfefferminzbonbons entgegen. Dankend nahm er diese Gabe entgegen, steckte ein Bonbon in den Mund und hielt die Tüte seinem schweigsamen Kameraden hin. Dieser stieß wortlos die Hand zurück und deutete auf den kleinen Müller. Ruedi ärgerte sich. Er hätte den kleinen Müller nicht vergessen, auch wenn ihn dieser Stockfisch nicht darauf aufmerksam gemacht hätte.

Die Sanität hatte alle Hände voll zu tun. Viele der Soldaten hatten seit Jahren keine Lasten mehr getragen und waren marschuntüchtig. Mit jedem Marschhalt mehrte sich die Zahl derer, die nicht mehr weiter zu gehen vermochten. Anstrengung und Hitze hatten ihre Kräfte aufgezehrt. Der kleine Müller ging bleich und matt hinter dem Schweigsamen her. Er wehrte sich nach Kräften, aber Ruedi sah, daß er es nicht mehr lange machen würde. Auch ihn strengte der Marsch unter der glühenden Sonne an. Aber er gab es sich selbst nicht zu. Was sein Nebenmann, der ihn keines Wortes würdigte, leisten konnte, wollte auch er fertigbringen. Dieser sollte nicht glauben, er sei allein imstande, Strapazen ohne Wimperzucken zu ertragen. Er, Ruedi, konnte das auch, obwohl ihn die Füße brannten.

«Marschhalt!»

Näppu, der Bourbaki...

Es war im Winter 1870/71. Hart an der Schweizergrenze bei einer Gruppe Schweizer Soldaten loderte ein großes Biwakfeuer, an dem sich die zähneklappernden Soldaten wärmten.

«Ob sie wohl bald kommen, die ganze Nacht hat es ge-donnert», meint einer der Schweizer.

«Es wird ihnen wohl nichts anderes übrig bleiben», antwortet ihm ein anderer.

«Herzog soll immer noch verhandeln mit ihnen, aber die guten Franzosen hoffen immer noch, sich durchhauen zu können, obschon sie von den Deutschen hart bedrängt sind», mischt sich ein dritter Schweizersoldat in das Gespräch.

«Sie kommen, sie kommen», ruft plötzlich einer und weist mit der Hand nach Westen. Von dorthier hört man das Geräusch der sich nahenden Kolonnen. An der Straße wird es lebendig. Ordonnanzen der Schweizer bringen Befehle, das Wachtbataillon sammelt sich am Dorfeingang, andere Einheiten beziehen Stellung, um für alles bereit zu sein. In langen Kolonnen nähern sie sich der Grenze und überschreiten sie. Welch ein trostloser Anblick. Verwahrloste Gestalten, die Füße von Lumpen umwickelt, zerschlissene Mäntel über sich geworfen. Hier ein Zuave, hinkend an einem Stock daherschreitend, da ein Kürassier, seinen abgemagerten Gaul hinterherziehend. Alle bleich und die Strapazen des Krieges ins Antlitz gezeichnet. Die Waffen werfen sie alle auf einen Haufen. Nicht jeder gibt sein Gewehr gerne hin. Immer wieder neue Massen wälzen sich über die Grenze. Es ist ein arges Durcheinander, Infanteristen neben Kanonieren, Kavallerie und Sappeure beieinander.

Die Bourbaki-Armee wird auf die ganze Schweiz verteilt. Ueberall regt sich das Mitleid und die wohlthätige Schweizerhand. Die Kranken und Verletzten werden in den Grenzdörfern gepflegt, die andern marschieren weiter. Einen grauenhaften Anblick bieten die Pferde. Vor Hunger haben sie einander Mähne oder Schweif weggefressen. Dazu sind sie mager und können vor körperlicher Schwäche kaum mehr gehen, so daß viele unterwegs verenden. Nicht gerade gerne sieht man die Bourbaki-Gäule. Die Bauern befürchten, es könnten Pferdekrankheiten mit ihnen eingeschleppt werden. Noch mancher Gaul geht zugrunde, trotzdem er nach Möglichkeit gepflegt wird.

Die Zeit heilt alles und so erholten sich auch allmählich die Bourbakileute und ihr Pferdmaterial von den Strapazen des

Krieges. Da stellte sich die Frage, was mit den übriggebliebenen Pferden zu geschehen habe. Man beschloß, sie zu versteigern und den Erlös mit den Internierungskosten zu verrechnen. Eine solche Versteigerung fand auch in B. statt. Eben hatte man eine Serie Füchse versteigert. Jetzt kamen die Rappen an die Reihe. Unter diesen befand sich ein besonders rassiger Gaul, der dem jungen Tierarzt aus Sch. in die Augen gestochen hatte. Er gefiel ihm derart, daß er ihn ersteigerte. Er hoffte, ihn mit der Zeit wieder ganz «herauszuhabern».

Freudig wird der Bourbaki zu Hause empfangen. Beim Bauer in der Nachbarschaft wird er eingestellt. Mit der Zeit gewöhnt sich der Gaul an die neuen Verhältnisse. Er ist nicht mehr störrisch unter dem Sattel des jungen Tierarztes. Ja, er wird so zutraulich zu ihm, daß er ihm beim Ruf: «Näppu chum», wie ein Hündchen nachläuft und in seinen Rocktaschen nach Zucker herumschnuppert. Wenn es über Land geht, dann bleibt er vor den «Haber-Gaststätten» stehen, bis er seine Ration erhalten hat. So währte dieses Idyll einige Zeit, bis plötzlich an einem Sonntag alles ein jähes Ende nehmen sollte. Der Bauer hatte «Näppu» in der Hofstatt frei herumspringen lassen, was der Gaul mit Wonne tat. Da hört man unversehens aus der Ferne Musik. «Näppu» spitzt die Ohren. Er wird unruhig. Jetzt kommt die Musik näher. Es ist die große Dorfmusik, die zu einem Konzert im nahen «Bärengarten» marschieret. Sie spielen den rassigen Militärmarsch «Sambre et Meuse». Da kann sich das Pferd nicht länger halten. Die Klänge sind ihm vertraut. Die Heimat ruft. Es rennt durch die Hofstatt, nähert sich dem Zaun und setzt zum Sprung an. Doch es verfehlt den Sprung, stürzt kopfüber und fällt auf der andern Seite des Zaunes mit aller Wucht auf das rechte Bein. Das Bein bricht, so daß Knochensplitter herausstehen. Der Bauer, der in der Nähe gestanden, eilt herbei. Doch hier ist menschliche Hilfe zu spät. Er holt den Eigentümer. Bleich vor Aufregung kommt der Tierarzt daher. Wie er Näppu so daliegen sieht mit gebrochenem Schenkel, klagt er laut:

«Aber Näppu, Näppu, was hesch du gmacht?» Er streichelt ihm den Hals, dann eilt er nach Hause. Als er wiederkommt, spricht er nochmals zutraulich zu ihm. Dann kracht der Schuß. Das Pferd zuckt noch mit den Beinen, dann ist es zu Ende. Die Heimat hatte gelockt, es konnte nicht widerstehen. Der Regimentsmarsch hatte es dem «Näppu» angetan.

W. Weingart.

Ruedi stellte seinen Sack mit dem des Schweigsamen zusammen. Dann trat er aus, wo sich der kleine Müller im Schatten eines Baumes bleich und mit geschlossenen Augen ins Gras geworfen hatte. Eine junge Frau kam mit Gläsern und einem Kessel voll Wasser daher. Ruedi sah auf Müller und Mitleid überkam ihn. Schnell bat er sich von der Frau ein Glas Wasser aus, bückte sich und wollte seinem Kameraden das Glas an die Lippen halten. Da faßte der Schweigsame seine Hand mit festem Griff am Gelenk, schüttete aus einer kleinen Flasche, die er aus einer Tasche hervorholte, ein paar Tropfen Kognak ins Glas und sagte rauh: «Das tut besser.» Und schon stand er wieder auf und lehnte wortlos gegen einen Baumstamm.

Ruedi schob seine Linke unter Müllers Genick, um ihn ein wenig aufzurichten. Da kniete auch schon die junge Frau auf der anderen Seite Müllers nieder und half, den beinahe Ohnmächtigen aufzurichten, der gierig den kühlen Trank einschlürfte. Ruedi fühlte, wie eine feine, kühle Frauenhand seine Linke berührte, als er Müller ins Gras gleiten ließ. Er fühlte wie die Frau ihn betrachtete und sah auf. Dabei erkannte er die Dame, die gestern mit ihm im großen Bahnhof der Stadt durch das Gedränge gestoßen worden war. Auch sie hatte ihn erkannt und nickte leicht. Ruedi fühlte, wie er rot wurde und seine Hand zitterte leicht, als er der Frau das Glas zurückgab. Einen Herzschlag lang tauchte er seinen Blick in die braunen, fragenden Frauenaugen. Dann wandte er sich ab und machte sich am Tornister zu schaffen. Der Schweigsame schien dieses Intermezzo mit angesehen zu haben und ein verächtliches Lachen spielte um seinen Mund. Ruedi hätte ihn ohrfeigen mögen. Leutnant Bärwart, der sah, daß Müller am Ab-

klappen war, befahl, wenigstens dessen Tornister auf den Geschützkarren zu verladen, damit er den Marsch besser aushalte.

Unwillkürlich suchten Ruedis Augen die schöne Frau, als der Marsch weiterging. Aber sie war verschwunden in einem Bürgerhaus mit rotgestrichenen Riegeln und dunkelgrünen Fensterläden. Ein Vorhang bewegte sich leicht, als sie vorbeizogen, aber von der Frau war nichts zu sehen. Nur die dunklen Rosen im Garten dufteten betäubend schwer herüber. Weiter ... weiter ...!

In allen Dörfern wimmelte es von Militär. Artillerie, Infanterie und leichte Truppen. Der Marsch des Bataillons ging Richtung Grenze. Der kleine Müller marschierte ganz ordentlich, nun er den lästigen Tornister los hatte. Sogar seinen Humor hatte er wieder gefunden. Nur Ruedis Nebenmann hatte noch keine Silbe verloren. Oft beschaute er ihn heimlich von der Seite. Der Schweigsame hatte ein sonnengebräuntes Gesicht, über das eine häßliche Narbe von der leicht ergrauten Schläfe bis zum linken Mundwinkel lief, ähnlich wie sie Studenten von der Mensur bringen. Wer mochte er sein?

Mit dem letzten Tagesschein marschierte das Bataillon in ein Dorf, in dem Quartier bezogen wurde. Die Kompanien hängten ab, eine nach der andern, um in dem Teile des Dorfes Unterkunft zu suchen, der ihnen angewiesen worden war. Ruedis Kompanie machte bei den letzten Häusern halt. Karren und Train fuhren in den Park auf und die müden Tiere wurden ausgespannt. Dann ging es auf die Stall- und Quartiersuche. Die beiden Minenwerferzüge wurden nach einem alten Schopf dirigiert, der mit allerlei Landwirtschaftsmaschinen, Heuwagen und vielem altem Gerümpel angefüllt war. (Forts. folgt.)